



Metapher und neues Wissen

Engerer, Volkmar Paul

Published in:
Dynamik der Sprache(n)

Publication date:
2013

Document version
Også kaldet Forlagets PDF

Citation for published version (APA):
Engerer, V. P. (2013). Metapher und neues Wissen. I E. Knipf-Komlósi, P. Öhl, A. Péteri, & R. V. Rada (red.), *Dynamik der Sprache(n): 21. Internationale Linguistiktage der Gesellschaft für Sprache und Sprachen in Budapest* (s. 381-386). elte. http://www.academia.edu/5990395/Metapher_und_neues_Wissen

Metapher und neues Wissen

1 D. Schöns „generative Metapher“

Es gibt eine konstruktive und kognitiv fundierte Deutung der Metapher, welche ein neues und besseres Verstehen von bisher unzureichend (oder nicht) verstandenen Gegenständen durch ein „Entleihen“ von etablierter Struktur aus anderen Gegenstandsbereichen erklärt. Fragmentierte und unverstandene Phänomene können dadurch verstehbar gemacht werden, indem die Metapher auf die sammelnden, organisierenden, kurz: bedeutungsgebenden Aspekte eines diffusen Problemsettings hinweist (Petrie/Oschlag 1993). Ein solches Neustrukturieren einer bisher nicht zureichend verstandenen Erfahrungsdomäne führt zu neuem Wissen über einen Bereich, also nicht nur zu einer Vertiefung, Korrektur, Modifikation oder effektiveren Aneignung vorhandenen Wissens.

Ausgedrückt in konstruktivistischer Begrifflichkeit, unterstützen Metaphern nicht so sehr das assimilative Lernen (neues Wissen wird in bereits vorhandene Strukturen/Schemata integriert), sondern sind Katalysatoren für die Akkomodation, wo neues Wissen nicht mehr in die existierenden Schemata passt und daher die Schemata selbst verändert werden müssen. Akkomodation ist eine kognitiv notwendige Operation, wenn radikal neues Wissen integriert werden soll, das auf keine der herkömmlichen Weisen an altes Wissen angeknüpft werden kann. Wenn mit diesem radikal neuen Wissen dann noch eine Reihe funktionalere und praktisch verwertbare Erkenntnisse einhergehen, dann hat diese Art der Wissensschaffung deutlich innovatives Potential. Diese Art von Metapher ist meines Wissens zum ersten Mal von dem amerikanischen Philosophen Donald Schön beschrieben und, für Linguisten leider sehr irreführend, als „generativ“ bezeichnet worden.

Schön berichtet über folgende Begebenheit aus den Vereinigten Staaten um die 1960er (Schön 1993). In der Entwicklungsabteilung eines Pinselherstellers ging man daran, Pinsel mit synthetischen Borsten zu entwickeln. Jedoch war das Finish der synthetischen Pinsel nicht zufriedenstellend, trotz vieler Verbesserungsversuche (z. B. Spalten der Enden nach dem Vorbild natürlicher Borsten oder Variierung des Borstendurchmessers) blieb das Ergebnis diskontinuierlich und „fleckig-klumpig“. Bis dann, wie Schön erwähnt, jemand die Beobachtung äußerte: „Wisst ihr, ein Pinsel ist eine Art von Pumpe!“. Die Farbe werde sozusagen durch die *Kanäle* zwischen den Borsten auf die Oberfläche *gepresst/gepumpt*, wenn sie durch eine Beugung des Pinsels verformt werden. In der Tat würden Maler den Pinsel sogar *vibrieren*, um den Fluss der Farbe zu unterstützen. Daraufhin probierten die Entwickler andere Lösungen aus, nämlich solche, die mit einem Pinsel-als-Pumpe besser in Einklang standen. Sie entdeckten, dass natürliche Borsten bei der Verformung eine graduelle, allmähliche Kurve bildeten, synthetische dagegen fast eine eckige Form annahmen. Dieser Unterschied führte die Ingenieure dann auf den „richtigen“ Weg, nämlich die Biegsamkeit der Borsten zu variieren sowie mit ihrer Anordnung, die das Fließen der Farbe ermöglichen sollte, zu experimentieren. Es ist wohl überflüssig zu sagen, dass ein erfolgreiches Modell eines Pinsels mit synthetischen Borsten am Ende dieser Entwicklung stand.

Im Beispiel wird ein Pinsel (A) als Pumpe (B) gedacht, die gewöhnliche Beschreibung von B wird als eine mögliche, vermutete Beschreibung von A genommen. Der von generativen Metaphern ausgelöste Prozess ist wie ein Rätsel („Wie kann A B sein?“), das, hat man sich einmal darauf eingelassen, immer mehr neue Aspekte von A aufdeckt: Ehemalige Hintergrundelemente (Kanäle) rücken in den Vordergrund, alles, was man über B weiß, kann (muss aber nicht) für eine Redeskription von A gebraucht werden. Hierbei werden A und B immer als verschiedene Größen wahrgenommen, benannt und verstanden, die nicht miteinander identifiziert werden. Es ist eben diese Restrukturierung der Wahrnehmung der Phänomene A und B, welche eine generative Metapher ausmacht – und sie niemals als „Fehler“ oder „Abweichung“ erscheinen lässt.

2 Ein linguistischer Winkel auf die generative Metapher: Probleme und Fragen

Nutzen und Anwendungsmöglichkeiten – sowie das erkenntnis- und lerntheoretische wie innovative Potential, das die generative Metapher in der Fassung von Donald Schön an den Tag legt – sind zweifelsohne beträchtlich, wie die recht kursorische Diskussion von Schöns Hauptpointen vielleicht schon andeuten konnte. Allerdings bleiben auch Fragen zurück, v.a. aus der Sicht des Linguisten. Probleme aus linguistischer Perspektive ergeben sich v.a. aus der relativen gegenseitigen Isolation zweier anscheinend gegensätzlicher metaphorischen Betrachtungsweisen, die ganz deutlich auch im Konzept der generativen Metapher zum Ausdruck kommen. Die eine Position, hierunter die generative Metapher, ist einer vorsprachlichen-konzeptuellen Theorie der Metapher verpflichtet, wo im Prinzip sprachunabhängige (besser vielleicht: von spezifischen sprachlichen Bezeichnungen unabhängige) Prozesse der Wissensbearbeitung involviert sind. Die andere Position wird von der langen Tradition humanistischer Metaphernbetrachtung repräsentiert, wie sie in der rhetorischen Tradition, in der Schule der griechisch-lateinischen Grammatiker oder auch in modernen semantischen, handlungstheoretischen oder sprachphilosophischen Zugängen zur Metapher zum Ausdruck kommt. Diese Richtungen zeichnen sich durch eine starke Berücksichtigung der Rolle von Sprache in metaphorischen Prozessen (und in Metapherdefinitionen) aus, sowohl auf der Form- als auch auf der Inhaltsseite. Es scheint hier wenig Dialog zwischen den beiden Positionen zu geben, und auch Donald Schön markiert die Trennungslinie zwischen den, wie er meint, unvereinbaren Perspektiven auf Metaphern und metaphorische Prozesse gleich in den ersten Sätzen zur Einleitung seines Artikels „Generative metaphor“.

Es ist meine Überzeugung, dass die sprachbezogene Metapherntradition durchaus Beziehungen zu vorsprachlich orientierten Ansätzen unterhält und die anwendungs- und wissensorientierten Bestrebungen der Metaphernforschung, u.a. in Anknüpfung an die Informationswissenschaft, befruchten kann. Dazu müssen die Übereinstimmungen und Differenzen der beiden Sichtweisen auf den Punkt gebracht und ihr jeweiliger spezifischer Beitrag zu einem besseren Verständnis metaphorischer Prozesse im Sinne der generativen Metapher ausgearbeitet werden.

Weitere Fragen, die aus linguistischer Sicht an Schöns Konzeption zu stellen sind, die ich aber hier nicht weiter darlege, betreffen die Sprachgebundenheit, kommunikative Einbettung sowie den Lokus der Metapher. Ein vierter Punkt scheint mir aber besonders kritisch zu sein: die Transfermetapher der Metapher. Die Redeweise von „Übertragung“, „Projizierung“ oder dem „Transfer“ von „strukturellen“ B-Merkmalen in die Domäne von

beschreibung
n. Der von
sein?“), das,
A aufdeckt:
s, was man
icht werden.
benannt und
rukturierung
r ausmacht –

Fragen

retische wie
ld Schön an
kussion von
auch Fragen
tive ergeben
gensätzlicher
generativen
e Metapher,
o im Prinzip
zeichnungen
osition wird
t, wie sie in
natiker oder
osophischen
sich durch
ssen (und in
altsseite. Es
uch Donald
vereinbaren
a Sätzen zur

on durchaus
ndungs- und
fung an die
nungen und
spezifischer
generativen

len sind, die
mmunikative
r besonders
bertragung“,
Domäne von

A verbleibt weitgehend unerklärt, vage und im Grunde genommen metaphorisch. Man möchte gerne wissen, was da genau wohin und mit welchen Konsequenzen transportiert wird, mit anderen Worten: wir vermissen ein deskriptives Inventar und einen empirisch unterbauten Theorierahmen, der uns erlaubt, die von Schön genannten Prozesse zu explizieren, nachzuzeichnen und sie in einem größeren theoretischen Rahmen verstehbar zu machen. Es wird deshalb im nächsten Abschnitt versucht, im Sinne der Problemstellung der Transportmetapher, das „Wie“ des generativ-metaphorischen Prozesses besser zu verstehen. Gleichzeitig werden wir auch einen Blick darauf werfen, ob linguistische Ansätze Schöns innovative und lernmäßige Aspekte in irgendeiner Weise inkorporieren oder andeuten.

3 Ein Vergleich

Die moderne sprachwissenschaftliche und sprachphilosophische Metapherndiskussion dreht sich zentral um die Frage, ob die Bedeutung von Metaphern durch ihren semantischen Inhalt zu erklären seien oder, ganz in pragmatischem Sinne, durch den Gebrauch metaphorischer Ausdrücke samt ihren kontextuellen Bedingungen (Arseneault 2006). Eine erste deskriptive Unterscheidung der Gegenstände von Metapherntheorien ist die zwischen „lebenden“ und „toten“ Metaphern (Fraser 1993). Unter ersteren versteht man solche, die prinzipiell eine Vielzahl von Interpretationen zulassen, immer abhängig vom Kontext und den Kommunikationsteilnehmern, wogegen tote Metaphern sich durch eine relativ feste Bedeutung und ihre direkte Kopplung an das kognitive System auszeichnen. Lebende Metaphern dagegen können in Äußerungen wie „Helge ist mit seinem Mountainbike verheiratet“ kolportiert werden, sie erfordern sowohl Kontext als auch eine gewisse Kreativität, um adäquat interpretiert werden zu können.

Generative Metaphern („Pinsel-als-Pumpe“) sind vom Typ der lebenden Metaphern, da das metaphorische Endprodukt, das semantische Konglomerat des Pinsels als Pumpe, auf keine konventionalisierte Bedeutung im Sprachsystem zurückgreifen kann; ganz im Gegenteil: Der innovative Impuls sowie die mit der generativen Metapher verbundenen Lernprozesse (Lernen ist gleich Veränderung kognitiver Strukturen) beruhen eben auf dieser ursprünglichen Inkongruenz zweier semantischer Domänen, nämlich der Bedeutung von *Pumpe* (und, natürlich, das daran geknüpfte enzyklopädische Wissen) und der Bedeutung von *Pinsel* (inklusive technologischem Wissen), die dann in produktiver Weise zur Deckung gebracht werden.

Hierin liegt schon der Keim zu einer Antwort auf die naheliegende Frage, was nun „normale“ lebende Metaphern des Typs Mit-dem-Mountainbike-verheiratet-sein von generativen („Pinsel-als-Pumpe“) unterscheidet. Dazu muss allerdings etwas ausgeholt werden. Bei „normalen“ lebenden Metaphern wie dem Mountainbike-Beispiel gelingt es dem Rezipienten, in einem Zug sozusagen inkompatible semantische Merkmale eines prädikativen Ausdrucks, hier *verheiratet sein*, auszusondern (in diesem Fall: die institutionelle Bindung durch formelle Trauung) und dagegen kompatible für die Interpretation zu selektieren (hier: emotionelle Bindung). Das Resultat ist eine Interpretation, die, im Falle „normaler“ lebender Metaphern, ein konventionalisiertes Gegenstück im Sprachsystem hat und in unserem Falle etwa als ‚Helge ist emotionell an sein Mountainbike gebunden‘ paraphrasiert werden kann. Mit anderen Worten: Der Prozess der Selektion kompatibler semantischer Merkmale und ihre Zusammensetzung zu

einer adäquaten Interpretation sind kontextgebunden und entsprechen durchaus dem Bild, das man von einer „lebenden“ Metapher hat, da im Prinzip mehrere Selektionen und damit Interpretationen möglich sind. Das Ergebnis dieses Prozesses jedoch ist wieder an das Sprachsystem rückgebunden, wenn auch nicht lexikalisiert, was der „lebenden“ Metapher ihrerseits wieder Züge einer „toten“ Metapher verleiht. Das semantische Resultat der metaphorischen Übertragung dieses Typs fügt dem Sprachsystem im Ergebnis keine neuen Bedeutungen zu – ebenso wenig, wie beim Empfänger/Rezipienten der Metapher ein Lernprozess in Gang gesetzt wird.

Diese beiden Eigenschaften auf der Resultatseite der lebenden Metapher, sprachsystematische Rückgebundenheit und Lernindifferenz, haben sie mit den toten Metaphern, wie von Lakoff & Johnson beschrieben, gemeinsam (s. Lakoff/Johnson 1980). Generative Metaphern verhalten sich hier anders. In unserem Beispiel der Pinsel-als-Pumpe werden zwei Ausdrücke abstrakt in Beziehung gesetzt (*Pinsel* und *Pumpe*), deren normalsprachliche Alltagssemantik vornehmlich in der Funktion der denotierten Gegenstände fundiert ist und darüber hinaus keine „alternativen“ Merkmale, wie in obigem Beispiel, bereitstellt. Obwohl man vielleicht ein prototypisches Aussehen eines Pinsels oder einer Pumpe begründen könnte, ist damit noch nicht die Relevanz für die semantische Struktur dieser Ausdrücke – und damit ihrer Gebrauchsbedingungen – nachgewiesen. Ähnliches gilt auch für die Konstituenz, also der Konstruktionsweise und inneren Beschaffenheit von Pinseln und Pumpen, welche ebenso wenig ein Bestandteil der Alltagssemantik der Ausdrücke *Pinsel* und *Pumpe* ist, vielmehr individuell variiert und dem technischen Expertenwissen zuzuordnen ist. Allerdings ist Konstituenz im Bereich der Werkzeuge (und nicht im Bereich der ästhetischen Gegenstände) inhärent mit ihrer Funktion verbunden, da Funktion bei Werkzeugen primär von der inneren Beschaffenheit und nicht vom Aussehen abhängt, während Funktion von ästhetischen Artefakten durchaus auf ihrem Aussehen beruhen kann. Dies wird weiter unten, wenn Schöns Ingenieure wieder ins Spiel kommen, eine Rolle spielen.

Die Kernbedeutung von *Pinsel*, wenn man so will, ist die Hauptfunktion von Pinseln, nämlich als Werkzeug zum Malen/Auftragen von Farbe zu dienen, ebenso wie Pumpen durch ihre Pumpfunktion (Ansaugen und Bewegung von Flüssigkeiten) hinreichend charakterisiert sind. Mit anderen Worten: Ein Pinsel, dessen Hauptfunktion, sagen wir, das Graben von Löchern im Boden ist, ist weder ein Pinsel noch ein *Pinsel*, mag er auch normalen Pinseln auf das i-Tüpfelchen gleichen. Entsprechendes gilt für Pumpen. Die generative Metapher Pinsel-als-Pumpe etabliert damit ein Verhältnis zwischen zwei Funktionen, wovon die eine im metaphorischen Übertragungsprozess Zielfunktion ist (Malen/Streichen) und die andere eine Ausgangs- oder Musterfunktion (Pumpen) bereitstellt. Im metaphorischen Resultat, das semantische Konglomerat Pinsel-als-Pumpe, ein „*Pumpenpinsel*“ oder „*Pumppinsel*“ sozusagen, gehen Ziel- und Musterfunktion in eine funktionale Hierarchie ein, in der die Zielfunktion (das Malen, denotiert durch den Kopfbestandteil des Kompositums *Pumpenpinsel*) ihren Status als „Hauptbedeutung“ des neuen Objekts *Pinsel-als-Pumpe/Pumpenpinsel* behält, die Musterfunktion (das Pumpen, repräsentiert als Erstkonstituente *Pumpenpinsel*) jedoch als „sekundäre“ Funktion in den neuen semantischen Komplex eingebaut wird. Das Verhältnis zwischen den funktionalen Komponenten ist hierarchisch und teleologisch organisiert, d. h. die Malfunktion wird „mit Hilfe“ der Pumpfunktion ausgeübt.

aus dem Bild,
Lektionen und
ist wieder an
r „lebenden“
semantische
System im
r/Rezipienten

n Metapher,
mit den toten
Lakoff/Johnson
el der Pinsel-
und *Pumpe*),
er denotierten
male, wie in
aussehen eines
evanz für die
Bedingungen –
onsweise und
n Bestandteil
iduell variiert
onstituenz im
) inhärent mit
der inneren
ästhetischen
unten, wenn

von Pinseln,
wie Pumpen
hinreichend
n, sagen wir,
, mag er auch
Pumpen. Die
vischen zwei
elfunktion ist
on (Pumpen)
el-als-Pumpe,
erfunktion in
ert durch den
deutung“ des
(das Pumpen,
nktion in den
funktionalen
unktion wird

Welche Alternativen haben nun Schöns Ingenieure, wenn sie diesen komplizierten Anforderungen einer „zweifachen Funktionshierarchie“ gerecht werden wollen? Ihnen bleibt eigentlich nur, die innere Konstituenz des Pinsels, seinen Aufbau, so zu ändern, dass ein Teilprozess des Malens als Pumpen beschrieben werden kann, wobei der Gesamtprozess der des Malens bleiben muss, also nicht plötzlich in eine primäre Pumpfunktion münden darf. Die Alternative, am Aussehen des neuen Pumpenpinsels zu manipulieren (vgl. oben), um diese funktionale Hierarchie herzustellen, ist keine erste Wahl, weil, wie schon bemerkt, bei Artefakten wie Werkzeugen die innere Beschaffenheit, die Konstituenz des Werkzeugs, und nicht das Aussehen, inhärent mit der Funktionalität zusammenhängt. Ein solches Produkt kann dann mit Recht als *Pumpenpinsel* bezeichnet werden, und die Ingenieure als „Macher“ seiner Bedeutung, semantische Ingenieure sozusagen.

4 Schluss

Es bleibt noch abzuwarten, ob die metaphorische Konglomeration zweier rein funktionaler Konzepte, wie es in Schöns Pinsel-als-Pumpe-Beispiel der Fall ist, ein Spezialfall der generativen Metapher ist oder in gewisser Weise typisch für die innovative Kraft ist, die diesem Typ von Metapher innewohnt. Sicher ist, dass sich normalsprachliche „lebende“ Metaphern von generativen Metaphern auch grundsätzlich unterscheiden, nämlich darin, dass, während normale Metaphern – im Resultat – semantisch im Konventionellen des Sprachsystems verbleiben, also sprachsystematisch rückgebunden sind (vgl. mit dem *Mountainbike verheiratet sein*), generative Metaphern sprachlich-semantische Innovationen erzeugen, also ausdrucksmäßige Neologismen (*Pumpenpinsel*) wie auch neue semantische Einheiten (doppelfunktionales Konglomerat ‚Pumpenpinsel‘).

Hier wird auch deutlich, dass generative Metaphern durch ihr sprachlich-semantisches Innovationspotential einen Lerneffekt befördern, der dem Tiefenlernen der Piagetschen Akkomodation (s. hierzu z. B. Marton/Booth 1997) entspricht. „Normale“ lebende Metaphern haben nie einen solchen Effekt.

Literatur

- Arseneault, M. (2006): Metaphor: Philosophical Theories. In: Brown, Keith (Hgg.): Encyclopedia of Language & Linguistics. Oxford: Elsevier, 40-43.
- Fraser, Bruce (1993): The Interpretation of Novel Metaphors. In: Ortony, Andrew (Hgg.): Metaphor and Thought. Cambridge: Cambridge University Press, 329-341.
- Lakoff, George / Johnson, Mark (1980): Metaphors we Live by. Chicago: The University of Chicago Press.
- Marton, Ference / Booth, Shirley (1997): Learning and awareness. New York, London: Routledge.
- Petrie, Hugh G. / Oshlag, Rebecca S. (1993): Metaphor and Learning. In: Ortony, Andrew (Hgg.): Metaphor and Thought. Cambridge: Cambridge University Press, 579-609.
- Schön, Donald A. (1993): Generative Metaphor: A Perspective on Problem-Setting in Social Policy. In: Ortony, Andrew (Hgg.): Metaphor and Thought. Cambridge: Cambridge University Press, 137-163.